

Vom Lesen der Städte

Guten Abend, meine Damen und Herren,

„Bremen und anderswo.“ Ein wie ich finde ansprechender Titel, auch wenn ich für mich in Anspruch nehmen darf, dass ich hier stehe und zu Ihnen spreche, weil ich mich anderswo als in Bremen auskenne, und dieses Anderswo ist hauptsächlich Hannover. Und was noch schlimmer ist: Ich bin ein völliger Ignorant was bildende Kunst und Architektur betrifft.

Was verbindet mich also mit den Bildern von ETA, dass ich es wage, meine von wenig Kenntnis der Materie gestörten Ansichten hier kundzutun? Während meines Studiums der Literaturwissenschaften und der Politik habe ich begonnen, hier in Hannover Stadtführungen anzubieten, Stadtführungen der anderen Art, oft im Kostüm einer historischen Figur und manchmal zu abwegigen Themen. Themen, die weniger mit der Bausubstanz an sich, sondern mehr mit soziokulturellen Aspekten zu tun hatten.

ETA und ich lernten uns so kennen – als Stadtführer-Duo. Ich als Wilhelm Busch, mit angeklebtem Bart, kalauernd und schlecht gelaunt, und sie als heutige Zuwandererin in Hannover, ihren charmanten französischen Accent nicht verleugnend. Busch zeigte der Französin sein Hannover, so wie er es aus 1850 in Erinnerung hat. Obwohl dieser Führung (oder diesem Theaterstück) natürlich ein Text zugrunde lag, wurde fröhlich drauflos improvisiert, wann immer es sich ergab, frei nach dem Satz von Busch: Gedanken sind nicht stets parat, man spricht auch, wenn man keine hat. Die zu Wilhelm Buschs Lebzeiten besonders ausgeprägte wundervolle Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich wurde natürlich zelebriert und für wohlfeile Gags ausgenutzt, aber darüber hinaus haben wir etwas getan, was alle Stadtführer tun müssen, die etwas taugen, auch wenn sie sich es möglicherweise anders benennen:

Die Stadt „lesen“.

Nun sind ETA und ich gemeinsam fruchtbar und furchtbar, denn unserer Profession gemäß lesen wir auf unterschiedliche Weise – oder vielmehr andere Aspekte. Ich erinnere mich, dass ich sie am Anfang unserer Zusammenarbeit einmal gefragt habe, warum sie gegen ihre schöne bretonische Heimat ausgerechnet Hannover eingetauscht hätte, und sie erwiderte, es sei wegen der Besonderheiten der Architektur. Natürlich habe ich sie für völlig bescheuert gehalten. Heute begreife ich langsam, dass sie Recht hatte – denn wenn man wie sie die Städte professionell lesen kann, sind die Bewertungen anders. Sie als studierte Architektin liest wahrscheinlich (wir haben da nie drüber gesprochen) zunächst anhand von phänotypischen Merkmalen, also Fassaden, Epochen und Einstellungen: „Ihme-Zentrum – Sichtbeton – Brutalismus – Offenlegung der Struktur, wie die 60er halt sind...“ etc. pp.

Der Geisteswissenschaftler dagegen liest zuerst: „Boah, ist das häßlich.“ So las auch „mein“ Wilhelm Busch das Hannover, das er rund 150 Jahre nach seinem Weggang vorfand. Machen Sie einem Cartoonisten aus dem 19. Jahrhundert mal klar, warum das Parkhaus in der Schmiedestraße unter Denkmalschutz steht!

Dem Literaturwissenschaftler fallen zum Thema Großstadt schnell Schlagworte ein. Brecht: Im Dickicht der Städte. Aber Hannover ist nicht Chicago, und es geht um die Stadt an sich, nicht um das brechtsche Opfer der Verhältnisse.

Döblin: Berlin Alexanderplatz. Großstädtisch, technisch nahe am heute zu betrachtenden Bildmaterial, soweit sich der Autor einer modernen Collagetechnik bedient – aber zu zeitspezifisch.

Manhattan ist auch wo anders, obwohl man DosPassos' „Manhattan Transfer“ hier in jedem einzelnen Bild wieder erkennen könnte, denn Großstadt ist Großstadt – jedenfalls was die Zeichenhaftigkeit betrifft, die Möglichkeit, sie zu lesen. Wenn es überhaupt ein Buch gibt, das die Sichtweise von ETA und mir während unserer gemeinsamen Gänge als Busch und Begleitung (sie sagte immer, sie sei neben dem schwatzhaften Busch wie eine Grünpflanze), dann ist es vielleicht in seiner Albernheit, überspannten Symbolhaftigkeit und seinem verspielten Farbenrausch der Ulysses. Aber Dublin ist keine Großstadt. Literarisch helfen einem die Essayisten der 20er Jahre weiter, allen voran Siegfried Kracauer, dessen Band „Straßen in Berlin und anderswo“ einige Arten, Städte zu lesen, durchspielt. Kracauer geht sogar soweit, den Stadtplan von Paris literarisch zu interpretieren und kann auch einem Gang über den Ku'damm viel angewinnen. Aber das lesen Sie gefälligst selber!

Großstädte zu lesen, und das ist es, was ETA auch in und mit ihren Bildern tut, ist ein mehrschichtiger Prozess. Und das meine ich jetzt ohne verquastem intellektuellen Tiefsinn, denn eine Stadt ist nun einmal ein Palimpsest, ein Übereinander von vielen lesbaren Zeichen, die sich mit der Zeit angelagert haben.

Gebäude wurden errichtet, benutzt, verändert, zerstört, brannten ab, wurden partiell oder ganz wiedererrichtet, wurden transloziert oder ausradiert, beklebt, besprayt, verhüllt usw.

Das Lesen freilich kann und muss unterschiedlich geschehen. Roland Barthes begreift die Stadt als Sprache und Diskurs: „The city is a discourse and this discourse is truly a language: the city speaks to its inhabitants, we speak our city, the city where we are, simply by living in it, by wandering through it, by looking at it.“ Natürlich ist das „looking at it“ nicht so einfach. Eine Stadt, Jahrhunderte alt (Hannover z.B. bekam vor 770 Jahren Stadtrecht! 770!!) kann nicht erschöpfend gelesen werden. Und erst recht nicht ist das Zuhören, wenn die Stadt Barthes zufolge zu einem spricht etwas, was jeder Bewohner automatisch tut und zu tun vermag. Und möglicherweise werden auch die Zeichen und Äußerungen der Stadt leiser und uneindeutiger in unseren Tagen. Jedenfalls wird es niemanden geben, der die Deutungshoheit über das komplexe Zeichensystem Großstadt hat.

Jean Baudrillard postulierte bereits in den 60er Jahren das Ende der urbanen Zeichenwelt. Der Einbruch des Konsumkapitalismus überschreibe die Zeichen. Dazu später mehr, aber betrachten wir doch einfach die Bilder, die heute unser Gegenstand des Interesses sind. Wir finden in den meisten Bildern urbane Strukturen, also Linien, die uns die Bauwerke vorgeben. Bauwerke, gebaut von Architekten im Rahmen, den möglicherweise ein Stadtplaner vorgegeben hat, genutzt von Leuten, die in diesen Prozess meist nicht involviert waren, und benutzt von ganz anderen, z.B. den Graffiti-Künstlern.

Die Stadt, wie DosPassos' gnadenloses Manhattan, prägt den Menschen, so wie er die Stadt prägt. Sie

spricht zu uns, wir sprechen zu ihr. Diese Dialektik ist in ETAs Bildern immer mitzulesen, und wenn man möchte, kann man sich zunächst auf drei Schritte in der Betrachtung beschränken: Natur, Kultur, Struktur. Im Bild „Die Macher“ werden diese Ebenen sehr schön kompiliert. Die Dachkonstruktion entspricht in ihrer Neigung genau den Bäumen im verschwisterten Bild „die Träumer“ – Natur schreibt sich in die Baupläne der Ingenieure ein, ohne dass die Macher es zu steuern vermögen. Aber sie lässt sich zwingen, bis zu einem gewissen Punkt jedenfalls, zwingen zur Symmetrie und Funktionalität. Genau wie die Leute in diesem Bild: Funktionierende Menschen denen die Fähigkeit oder Lust, etwas zu lesen, abhandeln gekommen ist.

In die urbane Kulturlandschaft, wie wir sie in den Bildern von ETA finden, dringen jedoch nicht nur der Natur entnommene Strukturen ein, sondern auch Zeugnisse, menschlicher Kreativität. Ich spreche natürlich von Graffiti. Allein über dieses Phänomen könnte man Abende lang reden, und in der Schweiz gibt es irgendwo bereits ein universitäres Institut zu diesem Thema. Notabene aber nicht an der Kunstakademie, sondern bei den Soziologen.

In der Hälfte der hier ausgestellten Werke spielt Graffiti-Kunst eine besondere Rolle. Fein ausgearbeitete Zeichnungen, auf Papier gebracht und auf eine Mauer geklebt erkennen wir hinter den Protagonisten der Bilder „In den Straßen von Bremen...“. Kunstwerke, die schon im Moment ihrer Installation beginnen, zu zerfallen. Kunstwerke, bei denen das Verschwinden bereits mitgedacht ist. Oder, denken Sie an die Graffiti auf der Berliner Mauer, sogar dringend herbeigewünscht wird. Eine auffällige Parallele zur sich mit der Natur im Einklang wöhnenden LandArt eines Godsworthy, tut sich auf. Doch während zumindest ein Teil der Popularität von LandArt, also Kunstwerken, die in der Natur verrotten, mit der romantischen Sehnsucht nach dem Idyll erklärlich ist, ist das Graffito das Gegenteil: Es braucht und benutzt urbane Räume - und denkt seinen eigenen Zerfall nicht als Rückkehr in den Zustand der Unschuld, sondern nur als Notwendigkeit, als Nachweis des Wandels, jedoch nicht als Erfüllung oder gar Apotheose.

Eine prosaische, pragmatische Kunst. Graffiti leben durch die Korrespondenz mit dem Träger. Sofern es sich nicht, wie leider häufig der Fall, um stumpfsinnigen Vandalismus handelt, kommt das Graffito dann zu einer Aussage, wenn man seinen Kontext betrachtet. Das Gebäude als Träger des Kunstwerkes ist mitzulesen, es handelt sich quasi um eine Collage. Einfach und plakativ können Sie das aktuell im Ihme-Zentrum betrachten, wo mit dem Betonklotz und dem Themenkomplex „lebenswerte Stadt“ gespielt wird. Subtiler sind die Werke, die ETA in ihren Collagen abbildet. Die Collage in der Collage lässt häufig nur einen Ausschnitt des Trägerobjekts sehen. Die dreilagige Collage stellt den Stadtbewohner nach vorne, das Bauwerk nach hinten und die Kunst als Mittlerin dazwischen. Das auf ein bestimmtes Baujahr datierbare Gebäude trägt das Kunstwerk, das seine eigene Entstehungszeit reflektiert und sein Alter am Verwitterungszustand ahnen lässt.

Raffiniert kommt aber zu diesen drei Schichten noch eine dritte hinzu. Die Figuren reagieren nämlich auf uns als Betrachter (oder auf die Künstlerin). Deutlich ist die Dame mit der Markanten Brille von unserem Blick kalt erwischt worden. Die Momentaufnahme zeigt den Augenblick, in dem sich entscheidet, wie sie reagieren wird – noch ist alles offen. Anders die Kauernde Frau, die genau das von uns zu erwarten scheint: eine Reaktion auf ihren Blick. Und hat unser Blick nicht etwas Voyeuristisches, wenn wir die

Träumer beobachten, die sich sicher unbeobachtet wähnen.

Im Prinzip kann man die Graffiti-Elemente auch in den Bildern finden, in denen kein Graffito zu sehen ist: Das verbogene Fahrrad (die Visualisierung des französischen Begriffs „Avoir un petit velo dans la Tete“), der lange Schatten auf dem Boden, die Reflexionen in einer Fensterscheibe oder die Menschen in „Die Macher“ sind genauso artifizielle und dem Verfall ausgelieferte Subjekte wie die Graffiti.

Die entindividualisierten Menschen in „Die Macher“ bewegen sich zwar auf der Plattform Stadt und sind selbst auch ein lesbares „Zeichen“, gleich den Graffiti – aber sie lesen nicht mehr selbst. Auf sie trifft zu, was Volker Klotz über „Manhattan Transfer“ schreibt: „Dos Passos sah in der Stadt eine immense Macht. Sie bestimmt das Leben jedes Einzelnen und sucht sich aus, wem sie zu Glück oder Leid verhilft, wer auserwählt ist und wer nicht benötigt wird und wer sozusagen aus dem großen Schlund der Großstadt ausgespien wird.“

Als ETA und ich noch als Stadtführerpaar durch Hannover flanierten, meinten wir, die Stadt lesen zu

können. Immerhin haben wir versucht, sie Anderen nahe zu bringen. Dass das Nahebringen schon darum nicht völlig erschöpfend gelingen kann, weil die Wechselwirkungen zwischen Stadt und Mensch individuell verschieden sind, sei einmal außen vor gelassen, aber



was mich betrifft, muss ich feststellen, dass die Bilder, die ich damals natürlich noch nicht kannte, mich heute zweifeln lassen, ob ich des Lesens wirklich mächtig war. Sonst hätten wir Wilhelm Busch vielleicht erklärt, was es mit genanntem Parkhaus auf sich hat. Mir öffnen die Bilder dieser Ausstellung einen tieferen Blick als ich ihn damals hatte. Schön wäre, wenn es nicht nur mir so ginge, denn nur die Fähigkeit, Städte zu lesen, kann verhindern, dass sie eines stillen Todes sterben. Diesen Monat konnte man in der SZ einen klugen Aufsatz über die Enturbanisierung durch Zentren wie das ECH lesen, in dem Urbanität nur vorgetäuscht wird. In Wirklichkeit ist aber jeder Aspekt städtischen Lebens, der nicht direkt den Konsum betrifft, ausgesperrt. In Kleinstädten wie Oldenburg oder Leer haben Solche, die des Lesens mächtig sind, den Bau einer solchen Stadtsimulation verhindert. Und was ist von Mummenschanz zu halten wie dem Bau einer Schlossfassade, hinter der sich das moderne Leben verbirgt? Sei es Berlin, Braunschweig oder Hannover. Gerade hier, in Herrenhausen, wo es sich um ein Schloss ohne jede Bedeutung für die Bevölkerung UND die Architekturgeschichte handelte, erkennt ein geübter Leser sozusagen ein sinnfreies Wort im städtischen Text. Ein Wort, das Bedeutung nur vorspiegelt. Ein Huuurz im Garten sozusagen.

Und dann gibt es ja in den letzten Jahren noch ganz andere Entwicklungen, die uns zu Analphabeten machen können: Die Segnungen des Internet-Zeitalters. Als letzten Monat mein neuer Stadtführer herauskam, in dem ich elf Rundgänge durch Hannovers Stadtteile anbiete, musste ich mir doch tatsächlich von einem potenziellen Käufer sagen lassen, man könne sich das ja alles bei Google Street View vorab anschauen. Da erkennt man nicht einmal mehr den Willen, eine Stadt zu lesen. Übrigens auch nicht bei denjenigen Wunderlingen, die durch das Verpixeln lassen ihrer Hausfassade glauben, ihre Privatsphäre vor dem Datenkrake Google in Sicherheit gebracht zu haben. Hier manifestiert sich ein derart gestörtes Verhältnis zum urbanen Raum, dass man sich eigentlich nur damit beruhigen kann, dass solche Charaktere meistens keinen prägenden Einfluss auf das Erscheinungsbild der Städte in der nicht-virtuellen Realität haben. Allerdings filtert ja die virtuelle Welt zunehmend die echte: Immer häufiger sieht man ja Touristen, die ihr iPhone in die Luft halten. Ich dachte immer, sie lassen es abkühlen, weil es durch Dauerbenutzung heiß gelaufen ist. Aber tatsächlich gibt es sogenannte Apps, die ein Bauwerk erkennen und dazu die wesentlichen Informationen ausspucken. Ob, meine Damen und Herren, dieses interessante Angebot zu einer Art Second-Hand-Wahrnehmung unserer Umgebung führt oder unsere individuelle Wahrnehmung fruchtbar ergänzt, das wird man wohl erst in einiger Zeit beurteilen können.

Einstweilen lassen Sie uns versuchen, mit etwas geschärfteren Sinnen durch die Städte gehen und den Bedrohungen der lebendigen Kulturlandschaft Großstadt gegenüber wachsam sein.

Vielleicht können die Bilder dieser Ausstellung ja etwas die Sinne schärfen.

Und, um mit Wilhelm Busch zu enden, denken Sie an seine Klage: Oft trifft man wen, der Bilder malt, viel selt'ner wen, der sie bezahlt!